

Anthologien, Verlage, Lyriker – ein Spaziergang durch die Szene

Dichter-Dämmerung

Aus der ZEIT Nr. 50/1992 4. Dezember 1992, 8:00 Uhr

Von Peter Hamm

Was bleibt aber stiften die Dichter". Tatsächlich? Ein Fragezeichen scheint hinter Hölderlins vielzitierte Gedichtzeile jedenfalls angebracht als ein Ausrufezeichen. Wer weiß heute schon, was überhaupt noch bleibt? Apokalyptische Gefühle beschleichen freilich nicht nur den Dichter, sondern auch die Metzgersfrau und den Sparkassenbeamten. Wo aber um den Erhalt der ganzen Gattung zu fürchten ist, bekommen Klagen über die Gefährdung einer einzigen literarischen Gattung – der Poesie –, wie sie regelmäßig irgendein Feuilleton erreichen und das Publikum doch nicht erweichen, leicht etwas Komisches. Das Gedicht sei zur Randerscheinung nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der gesamten Literatur degradiert worden: Diesen Vorwurf erhob Günter Kunert schon 1981 in seinen Poetik-Vorlesungen. Aber gegen wen? Befand sich das Gedicht denn je in einer Art Zentrum? Und: Ist nicht der einzige legitime Platz des Dichters der am Rande? "Wer am Rande der Tanzfläche steht, tanzt mit allen": Fernando Pessoa [<https://www.zeit.de/thema/fernando-pessoa>] hat so die Randstellung des Poeten als einen Vorzugsplatz aufgefaßt. Auch in Sarah Kirschs neuem Gedichtband "Erlkönigs Tochter" wird keinem Zentrum nachgeweiht, eher stolz heißt es da: "Dein Haus steht am Weltrand."

Selbstmitleid aber nicht nur bei Günter Kunert [<https://www.zeit.de/thema/guenter-kunert>], sondern auch bei Ludwig Fels, der 1988 der Poesie glattweg ihr Ende prophezeite: "Gedichte sind im Aussterben begriffen, sie halten dem täglichen Irrsinn nicht stand, den Idioten der Apokalypse." Tatsächlich weiß jeder, der dem literarischen Betrieb auch nur ein wenig ausgeliefert ist, daß das Gegenteil wahr ist: Angesichts der Unmenge an Gedichtetem, das einem nahezu täglich auf den Redaktionstisch oder, schlimmer, in den heimischen Briefkasten flattert, könnte man manchmal meinen, daß inzwischen die halbe Nation dichtet.

Warum allerdings gleichzeitig die Durchschnittsauflage von Lyrikbänden nicht einmal tausend Exemplare ausmacht, ist ein Phänomen, über das sich schon Hans Magnus Enzensberger [<https://www.zeit.de/thema/hans-magnus-enzensberger>] öffentlich den Kopf zerbrochen hat, ohne eine Erklärung dafür zu finden. Offenbar *schreiben* die meisten Dichter nur, aber *lesen* nicht. Da jedoch Literatur

– und gerade auch Poesie – immer auf Literatur antwortet, antworten muß – "der Dichter ist Antwort", sagt Marina Zwetewa –, fehlt der meisten *ingesandten* Lyrik etwas Entscheidendes. Andererseits klingt dann doch das meiste davon wieder so merkwürdig bekannt, als habe man es schon einmal irgendwo gelesen. Werden vielleicht lyrische Anregungen und Impulse vor allem aus Lyrik-Anthologien bezogen? Aber allzu hohe Auflagen erzielen die ja auch nicht, und was sie heute so alles transportieren – doch davon später.

Beim Cheltenham Festival of Literature, dem größten Ereignis dieser Art in England [<https://www.zeit.de/thema/england>], hat gerade ein "Spezialdozent für Poesie" sein Unbehagen darüber geäußert, daß offenbar Zehntausende heute Gedichte schrieben, aber nur sehr wenige unter ihnen deswegen auch moderne Dichter seien, immer wieder erhalte er Manuskripte von "zweitrangigen Zeitgenossen von Keats und Shelley". Auch was dieser Herr über das schlechte Verhältnis zwischen Poesie und Öffentlichkeit in England sagt, läßt sich uneingeschränkt auf den deutschen Sprachraum übertragen. So sind etwa im letzten Jahr in Großbritannien 1040 Lyrikbände erschienen, also 20 pro Woche. Die Folge dieser Fülle: Die meisten dieser Lyrikbände werden in den maßgebenden Feuilletons nicht mehr besprochen, während dort noch bis in die sechziger Jahre Lyrikrezensionen bevorzugt gedruckt wurden.

Die Beachtung, mit der Poesie vor allem in den fünfziger Jahren rechnen konnte, hatte übrigens wie in England so auch bei uns eine ästhetisch-formale Rückwirkung auf das Gedicht zur Folge. Die Dichter – von Weyrauch, Eich, Huchel und Kaschnitz bis zur jungen Ingeborg Bachmann [<https://www.zeit.de/thema/ingeborg-bachmann>] – schrieben noch im Glauben, gehört zu werden, und entsprechend sprachen sie ihre Leser viel direkter an, als das ihre lyrischen Nachfolger taten ("Wacht auf, denn Eure Träume sind schlecht!": G. Eich). Für diese Nachfolger galt, was Paul Celan in seiner Büchner-Rede 1960 so formulierte: "Das Gedicht zeigt, das ist unverkennbar, eine starke Neigung zum Verstummen".

Ist diese Tendenz inzwischen wieder zurückgegangen? Fast scheint es so, als überwiege die Neugier auf das Kommende momentan die Furcht vor ihm. "Als alles vorbei war / Krieg und Frieden / Mann und Frau / Form und Inhalt // Als die Sonne auf- / und untergegangen war / samt Mond und Stern und / den Musikalien des Himmels / und der Erde // Setzten wir uns / und warteten / auf das / was kommt." "Zukünftiges" ist dieses Gedicht von Elisabeth Borchers (aus ihrem neuen Band "Von der Grammatik des heutigen Tages") überschrieben. Noch immer – oder wieder? – tun Dichter, was sie immer schon taten, sie verwandeln Pein, indem sie diese als Quelle der Erkenntnis nutzen, in eine künstlerische Form, sie verwandeln eine Abwärts- in eine Aufwärtsbewegung; so Sarah Kirsch [<https://www.zeit.de/thema/sarah-kirsch>] in "Erlkönigs Tochter":

Woher hab ichs gewußt?

Von einem Stein auf der

Brust. Hab ihn in den

Himmel gehoben.

Nicht nur bedeutende Gedichte und Gedichtbände von Sarah Kirsch, Elisabeth Borchers, Walter Helmut Fritz, Werner Soellner, Michael Buselmeier oder Volker Braun brachte das Jahr 1992, nicht nur einen außergewöhnlich glückten neuen Gedichtband des in den USA lebenden Schweden Lars Gustafsson, sondern auch den Nobelpreis für einen Lyriker, den aus der Karibik stammenden Derek Walcott. Und die prächtigen Werkausgaben von fremdsprachigen Dichtern wie Paul Valéry, Ossip Mandelstam, Marina Zwetejewa, Fernando Pessoa, Giuseppe Ungaretti, J.L. Borges, Dylan Thomas oder W.C. Williams [<https://www.zeit.de/thema/williams-electronics-games>] werden von beherzten Verlegern mutig fortgeführt und finden durchaus auch Leser. So wurden etwa Fernando Pessoa oder die Zwetejewa geradezu zu Kultfiguren. Indiz dafür: Es werden jetzt noch die verstecktesten Winkel ihrer irdischen Existenz ausgeleuchtet, ihre Briefe und Tagebücher ebenso begierig gelesen wie ihre Dichtungen.

Daß es aber selbst noch ein so eminent schwieriger und philosophischer Dichter wie der 1907 geborene und 1968 an Kehlkopfkrebs verstorbene Schwede Gunnar Ekelöf zu einer deutschen Werkausgabe bringt, sogar zu einer kostbar gedruckten und ausgestatteten, grenzt schon an eine Art Wunder. Ekelöf hat früh, nämlich mit seiner Übersetzung französischer Surrealisten, demonstriert, wie leidenschaftlich er sich mit deren Auffassung vom "Absurden" identifiziert, das darin besteht, daß der Ausweglosigkeit des ICH immer nur die Ausweglosigkeit eines Systems – sei es religiöser oder politischer Art – gegenübersteht. In einem 1941 publizierten Essay des Titels "Der Weg eines Außenseiters" (unter diesem Titel erschien 1983 bei Reclam Leipzig eine Sammlung mit Ekelöf-Essays, die leider vergriffen ist) hat der Dichter sein Credo abgelegt: "Die erste Aufgabe eines Dichters ist es, sich selber ähnlich, also ein Mensch zu werden. Seine erste Pflicht – oder vielmehr sein bestes Mittel, um dieses Ziel zu erreichen – besteht darin, daß er seine unheilbare Einsamkeit und die Sinnlosigkeit seines irdischen Lebens vor sich selber eingesteht. Dann erst vermag er die Wirklichkeit aller Kulissen, Dekorationen und Vermummungen zu entkleiden. Auf keine andere Weise kann er ändern von Nutzen sein als dadurch, daß er sich in die verzweifelte Lage der ändern – und aller – Menschen begibt. Die Sinnlosigkeit ist es, die dem Leben seinen Sinn gibt. Das ist, in aller Kürze, mein Credo, quia absurdum."

Der Antithetiker Gunnar Ekelöf, dessen lyrischer Stil durch Wiederholungen und Variationen bestimmt wurde, schrieb zwar in einer "kleinen Sprache", aber er zählt zweifelsohne zu den ganz Großen der modernen Poesie. Wird die Ekelöf-Ausgabe im Verlag Kleinheinrich erst vollständig vorliegen, wird man das auch hierzulande erkennen müssen.

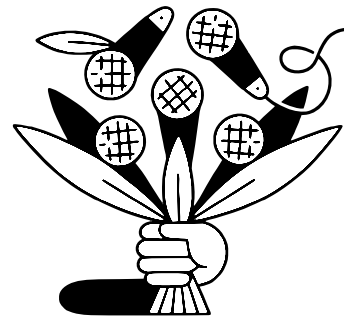
Auch die finnische Sprache hat in unserem Jahrhundert einige Dichter von Rang hervorgebracht, Paavo Haavikko wäre an erster Stelle zu nennen, aber auch der 1928 geborene Lassi Nummi. In der Lyrikreihe "Das neueste Gedicht" des Heiderhoff Verlags ist als Band 35 zuletzt "Welt, noch immer" von Lassi Nummi erschienen, zweisprachig, links das Finnische, rechts das Deutsche, und obwohl oder gerade weil bei uns kein Mensch Finnisch kann, bin ich dankbar für die linken Seiten, die mir in jedem Moment die Übersetzungen von Ingrid Schellbach-Kopra, so gelungen sie auch sein mögen, als etwas Geborgtes erscheinen lassen, das aus sehr weiter Ferne kommt.

Ein Abend. 14 Podcasts

Der erste ZEIT Podcast Club

»Verbrechen«, »Das Politikteil,« »OK, America?«, »Nur eine Frage« und viele mehr:
Beim ZEIT Podcast Club treffen unsere
Podcasthosts in einem großen Medley
aufeinander.

**Samstag, 1. November 2025 / silent green,
Berlin**



Jetzt Tickets kaufen [<https://doo.net/veranstaltung/198550/buchung>]

Datenschutzhinweis [<https://datenschutz.zeit.de/zon>]

Seit Enzensbergers "Poesie"-Reihe bei Suhrkamp eingestellt wurde, ist Heiderhoffs Reihe "Das neueste Gedicht" nicht nur inhaltlich das anspruchsvollste Unternehmen dieser Art, sondern auch buchgestalterisch. Handbindung, wohltuende Typographie, von Hand, sprich: von Roswitha Heiderhoffs Hand eingeklebte Kunstdrucke oder Photos. Denn seit 1987, seit Horst Heiderhoffs Tod, leitet seine Frau – im Nebenberuf – den Verlag, was bedeutet, daß nicht nur die Auswahl der Dichter, sondern auch alle

anfallenden Arbeiten bis hin zum Verpacken und Versand der einzelnen Titel in ihren Händen liegen. Zum Konzept dieser Reihe gehört auch, daß jeder Dichter mit Biographie, Bibliographie und einem kenntnisreichen Nachwort vorgestellt wird. Im Falle Lassi Nummis etwa interpretiert Tuuli Mahringer sorgfältig Nummis Entwicklung vom frühen Bukoliker, dessen Poem "Der Berghirt" noch zwischen chinesischen Kulissen angesiedelt war (Nummis Eltern haben fünf Jahre als Missionare in China verbracht), bis zu seiner späteren poetischen Auseinandersetzung mit Antike, finnischer Götterwelt und vor allem mit der Bibel.

Horst und Roswitha Heiderhoff haben es klug verstanden, innerhalb ihrer Reihe stets für ein Gleichgewicht zwischen berühmten und hierzulande unbekannten Dichtern zu sorgen. So stehen neben René Char, W.C. Williams, Jannis Ritsos und den Nobelpreisträgern Giorgos Seferis, Odysseus Elytis, Eugenio Montale und Jaroslav Seifert etwa Rita Dove, eine afroamerikanische Dichterin, Herman de Coninck, ein nicht nur interessanter, sondern auch amüsanter flämischer Dichter, oder der Libanese Fuad Rifka, und auch dessen "Tagebuch eines Holzsammlers" wird zweisprachig vorgelegt, links der arabische, rechts der deutsche Text.

Läßt sich Poesie überhaupt übersetzen? Was lesen etwa die Franzosen, wenn sie glauben, Hölderlin oder Paul Celan zu lesen? In der Stuttgarter Edition Patricia Schwarz (die schon einige poetologische Texte von hohem Reiz publiziert hat) erschien jetzt "Dichtung als Erfahrung" von Philippe Lacoue-Labarthe, der André du Bouchets Celan-Übertragungen unter die Lupe nimmt und zu einem bemerkenswerten Schluß kommt: "Ich halte diese Gedichte, auch im Innern ihrer eigenen Sprache, schlicht und einfach für unübersetzbar, und aus diesem Grund für unauslegbar. Sie entziehen sich *notwendigerweise* der Interpretation, verbieten sie."

Dem Bedürfnis, daß es anders sei, als es ist, entspringt jede Art von Dichtung. Adäquat kann sich dieses Bedürfnis aber nur ausdrücken in einer radikal anderen Art zu sprechen. Zur "Kunst des Unmöglichen", zu der Gunnar Ekelöf sich bekannte und zu der sich im Grunde jeder wahrhafte Dichter bekennen müßte, gehört die Absage an jede Art Kollektiv und Kollektivsprache.

Wie gründlich die Voraussetzung jedes lyrischen Sprechens gerade bei denen in Vergessenheit geraten ist, die sich als Sachwalter der Poesie verstehen, zeigt ein Blick auf zwei Anthologien [<https://www.zeit.de/thema/anthologie>], die uns dieses Jahr 1992 leider auch bescherte.

Ich masturbierte

zur Zwergen-Fick-Szene in

Opus Pistorum und schlief ein

die Strumpfhosen runter

bis zu den Knöcheln.

So beginnt ein Gedicht von Danielle Willis, geboren 1969, die außer als Dichterin auch als Pudel-Pflegerin und Stripperin in San Francisco arbeitet. Der nicht mehr gar so junge Robert Peters, 1925 in Wisconsin geboren, eröffnet ein Gedicht mit einem noch besseren Einfall: "Ich schmiege mir ein paar Orangen zwischen die Beine, / ungefähr die Größe, denke ich mir, / von Mitchums Eiern. Sie hüpfen nicht / richtig, also probier ich's mit Tennisbällen – / die haben wenigstens Pelz." Eine Autorin, die sich La Loca nennt, verrät folgendes: "Gott, es ist vier Uhr morgens / und dieser Narr, den ich geheiratet habe / langt mir 'ne ‚Spanische Fliege‘ rüber / und sagt: ‚Na los.‘ // Mann, ich muß pissen davon, kapiert / und schon sind wir wieder ganz die Alten."

In "Amlit", einer Anthologie mit angeblich "neuer Literatur aus den USA", die Gerhard Falkner und Sylvère Lotringer beim Druckhaus Galrev, Sascha Andersons ungetrübter Wirkungsstätte, herausgegeben haben, dürfen auf 430 Seiten derartige Banalitäten und pubertäre Posen wahre Triumphe feiern. Sylvère Lotringer beruft sich dabei auf die Tradition der Beat-Autoren: "Anders als die meisten europäischen Schriftsteller versteckten sich die Beats niemals hinter Sprache. Sie entwickelten eine ganz spontane Schreibweise, die der Realität entsprach, und drückten dieser damit ihren Stempel auf." Der Sprachlosigkeit der Herausgeberin, die derartigen Unsinn von sich gibt, entspricht exakt jene der von ihr favorisierten Autoren. Dazu Wallace Stevens, der 1955 gestorbene große amerikanische Dichter: "Wirklichkeit ist nicht, was sie ist; sie besteht aus den vielen Wirklichkeiten, in die sie verwandelt werden kann." In "Amlit" ist von Verwandlungen buchstäblich nichts zu sehen, nahezu alle Autoren dieser Anthologie servieren die Wirklichkeit eins zu eins – und das ist auf jeden Fall immer eins zu wenig.

Marktschreierisch aufgemacht wie ein Kaufhauskatalog kommt eine bei Haffmans erschienene fast 700 Seiten starke Anthologie "100 Jahre Lyrik! Deutsche Gedichte aus zehn Jahrzehnten" daher, deren Herausgeber Axel Marquardt in einem mehr präpotenten als provokanten Nachwort versichert: "Autoren, deren Namen in dieser Anthologie nicht auftauchen, sind schlechte Autoren". Es tauchen nicht auf unter anderen Rilke, George, Hofmannsthal, Borchardt, Loerke, Else Lasker-Schüler, Robert Walser, Nelly Sachs, Peter Huchel, Ingeborg Bachmann. Und von Paul Celan [<https://www.zeit.de/thema/paul-celan>], den ebenfalls zu ignorieren Marquardt offenbar nicht den Mut fand, hat er zur Strafe die schwächsten seiner Gelegenheitsgedichte ausgesucht ("Ich bin groß, du bist das Küken / Hihihimmel, sollst dich bücken, / Muß mir meine Schputniks pflücken"), was freilich weit weniger den wehrlosen Dichter denunziert als dieses anthologische Unternehmen und es des Totalstumpfsinns überführt.

Doch solcher Stumpfsinn hat Methode, er giert nach dem Beifall derer, die es immer schon, auch wenn es um Poesie ging, mit dem vermeintlich *gesunden Menschenverstand* hielten, er liefert die Poesie dem Stammtisch aus.

"Frau Wirtin hat auch einen Windsor-Pudel, / Den ließ sie vorsichtshalber gleich kastrieren. / Marquis de Sade ist gerade am Parlieren: /Ja, der Genet, das war vielleicht 'ne Nudel". Derartiges kommt am Stammtisch natürlich besser rüber als Ingeborg Bachmanns "Erklär mir Liebe!". Christa Reinig hätte solche Strophen, die zu schreiben sicher Spaß machte, nicht einem Axel Marquardt ausliefern dürfen, der sie lediglich als Waffe mißbraucht gegen jene Dichter, denen der Kalauer nicht als höchster lyrischer Ausdruck gilt.

"Ein Gedicht muß leserlich, lesbar sein, auch sprechbar", dekretiert Axel Marquardt. Muß? "In der Poesie braucht es Klassizismus, in der Poesie braucht es Konstruktivismus, ein ausgeprägtes Gefühl für das Bildhafte, maschinellen Rhythmus, städtischen Kollektivismus ..." Die arme Poesie schaudert vor den auf sie gerichteten unzähligen Revolverläufen, den kategorischen Forderungen. "*Wie muß die Poesie sein? Ja, vielleicht muß sie überhaupt nichts. Niemand schuldet sie etwas, ihre Gläubiger sind alles Falschmünzer.*" Das schrieb der russische Dichter Ossip Mandelstam 1924 in seinem Essay "Ein Ausfall" (enthalten in "Über Dichtung / Essays", Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig und Weimar).

Die Wahrheit der Poesie, die – wie Robert Musil betonte – nicht im Ausgedrückten, sondern im Ausdruck besteht, ist unwägbare, ist nicht argumentativ. Doch gerade in der Tatsache, daß das Gedicht Argumente, "Wahrheiten" und Vorschriften weder entgegennimmt noch verkündet, daß es vielmehr reine Nutzlosigkeit ist, liegt sein höchster Nutzen in einer utilitaristischen Gesellschaft wie der unseren. Nur wenn das Gedicht nicht Wirklichkeit *abbildet*, sondern selbst Wirklichkeit *bildet*, reicht es auch über den Tag hinaus.

Daß das Gedicht Zukunft hat, das bezweifelt im übrigen auch der spöttische Skeptiker Hans Magnus Enzensberger, der gerade noch die Bemühungen heutiger Lyriker dem Gelächter preisgab, keinen Augenblick lang. Er sagt: "Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Gedichte, zum Glück, längere Beine haben als alles, was man über Gedichte sagen kann."